

## ZWISCHENFÄLLE

*Begegnungen und Bewegungen: Österreichische Literaturen.* Hgg. Anna Babka, Renata Cornejo, Sandra Vlasta. Themenschwerpunkt in: »Aussiger Beiträge. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre« 8 (2014), 147 von 255 S.

Stephan KURZ  
(Universität Zagreb)

Wo mehr migriert wird, sollte es mehr Literatur geben – das wäre in Umkehrung die Annahme, die dem Themenband der »Aussiger Beiträge« zum Themenkomplex (Migrationsliteratur, MigrantInnenliteratur, interkulturelle/transkulturelle Literatur, ...) vorausgeht. In der Tat: wo man hinblickt, überall ist Literatur und Lesestoff in Fülle vorhanden – besonders, so möchte man nach der Lektüre des Themenbandes hinzufügen, in Österreich. Das breite Panorama an österreichischen Literaturen der Begegnungen und Bewegungen reicht von 1931 (Alja Rachmanowa: *Studenten, Liebe, Tschechien und Tod*) bis in die jüngste Gegenwart (2009: Semier Insayif: *Faruq*). Die Einleitung zum Band, das Vorwort der Herausgeberinnen, gibt auch als Rechtfertigung des Publikationsunterfangens an, dass es so etwas wie eine Forschung zur österreichischen »Migrationsliteratur«, also Literatur von solchen Autorinnen und Autoren anderer Herkunft, die nach Österreich gekommen sind und dort schreiben, nicht oder nur in Ansätzen gibt. Damit wird auch die Notwendigkeit eines Themenheftes der »Aussiger Beiträge« unterstrichen. Zugleich führt das Vorwort in das Thema ein und gibt einen ersten Überblick und eine Zusammenfassung der darauf folgenden

Beiträge.<sup>1</sup> Auch der Begriff »Migrationsliteratur« und seine Alternativen werden entsprechend den jüngeren Debatten der Forschung problematisiert. Die terminologische und methodische Disposition des Themenschwerpunkts ist in groben Zügen ebenfalls bereits im Vorwort erkennbar, wobei das Panorama aus ganz verschiedenen Texten die methodische Diversifizierung befördert.

*Transkultur in Reinkultur.* Der erste Beitrag des Bandes – »Der Österreich-Spiegel? – Jiří Grušas Essays *Beneš als Österreicher* und die *Gebrauchsanweisung für Tschechen und Prag* als Beispiele transkulturellen essayistischen Schreibens« von Lucie Antošíková, Jan Budňák und Eva Schörkhuber – behandelt das Werk des tschechisch-österreichischen Grenzgängers Jiří Gruša. Die drei VerfasserInnen erlauben sich den Spaß, zu den in den Texten vorkommenden Wir-Instanzen der Tschechen

<sup>1</sup> Anm. des Rezensenten: Besprochen wird nur der spezifische Teil (im Heft mit römisch I markiert), die anderen Beiträge sind nicht Gegenstand der Auseinandersetzung; so fällt mit zwei wissenschaftlichen Beiträgen unter dem Signum »Miscellanea Austensia« sowie Rezensionen und Berichten die kleinere Hälfte des Zeitschriftenumfangs beiseite.

als Kollektiv, wie sie Gruša gekonnt ironisierend und mehrdeutig insbesondere in der *Gebrauchsanweisung* verwendet (als durchschaubare Abstraktion von Essentialismus und als fordernde Vorgabe an das Publikum), ein weiteres »Wir« hinzuzufügen. Der Text zeichnet hell-sichtig die Linien nach, die Gruša überschreitet, und zeigt die zugehörigen Sprünge von dessen Erzählinstanzen auf. Problematisch wird der Beitrag dort, wo die drei AutorInnen stark auf den methodischen Überbau abzielen: Es drängt sich die Frage auf, ob ein allgemeines Erklärungsmodell zur Identitätskonstruktion aufgrund von Literatur notwendig ist, wenn man sich nur mit einem Autor befasst (schon dort wird es aufgrund unterschiedlicher Identitätskonstruktionen schwierig). Einwände ließen sich gegen Stellen erheben, an denen Ironisierungen seitens ihres Autors ironiefrei eingemahnt werden (bes. S. 25). Auch die Metaphern galoppieren mitunter davon – Gruša betreibt ein »transkulturelles Schreiben«, »in dem sich die Spiegel der Repräsentation ironisch brechen, mehrdeutig falten und als doppelbödig erweisen.« (S. 30) Trotz mancher kritikwürdiger Fügungen an der Grenze der Sagbarkeit gilt: Es werden die richtigen Fragen gestellt – Fragen nach Identität, nach Kultur, nach Spiegeln von Nationalidentitäten und -literaturen. Gruša ist, so der Schluss der AutorInnen, eben nur *transkulturell* zu lesen.

*Schwer klassifizierbare Monster.* Der zweite Beitrag bleibt anlässlich eines Romans von Michael Stavarič auf tschechisch-österreichischem Gebiet: Unter dem Titel »Hybride und Monster im ›Dritten Raum‹. Michael Stavaričs *Terminifera* aus interkultureller Perspektive« befasst sich Elisabeth Tropper mit Monstern, dem dritten Raum, der Hybridität sowie der Interkulturalität. Von ihrem Untersuchungsgegenstand übernimmt sie die Eigenart, lexikalische Einträge in ihren Beitrag zu integrieren (bei Stavarič inmitten des Texts, bei Tropper einleitend). Die Figur des Insektenliebhabers

Lois im Roman zeichnet sich neben den bereits oben anlässlich von Grušas Zwischenfällen thematisierten, nicht mehr gültigen Oppositionen dadurch aus, dass bei ihm/ihr auch die Grenzen einer zweiwertigen Geschlechterklassifikation in Fluss geraten. Das Fremde wird wie das Eigene hinterfragt und über den Ausweg durch das Tierreich nur terminologisch gebannt. Tropper vollzieht dabei die Bewegungen des Romans nach und führt jene Schwellenräume vor, die von Monstern erobert werden können. »Der Text ruft nicht nur hybride Motive aus; er ist in sich ein hybrides, polyvalentes Konstrukt.« (S. 44) All das lässt sich mit Methoden des Interkulturellen und der Dekonstruktion lesen; die gute Nachricht besteht darin, dass optimistisch ein *tertium datur* erkannt werden kann, »das sich eindeutigen Zuschreibungen entzieht und somit [...] neue Handlungsalternativen und Identifikationsangebote bereitstellt« (S. 46).

*Vorsprünge der Transkultur.* Johann Georg Lughofers Beitrag zur »Konstruktion kultureller Identität bei Ivan Ivanji« führt in andere Verwerfungen der Geschichte des 20. Jahrhunderts: Die Argumentationsbewegung hinterfragt die Konstitution der interkulturellen Literatur als »Modeerscheinung im Literaturbetrieb« (S. 53) durch ein Beispiel, das dieser historisch vorgängig ist. In schlüssiger Argumentation (ausdrücklich hervorzuheben ist, dass die Überschriften nichts anderes versprechen als der darunter stehende Inhalt) präsentiert Lughofer das Oeuvre von Ivanji, der aus dem Banat stammt und daher vielsprachig (zumindest deutsch, ungarisch, serbisch) sozialisiert ist: eigene literarische Texte, Übersetzungstätigkeiten, Mitarbeit im literaturbetrieblichen Kader Jugoslawiens, ab 1992 verstärkt Erzähltexte in deutscher Sprache, die gleichwohl thematisch auf das Transkulturelle und die Folgen sprachlich-kultureller »melting pots« hinweisen (»offene, übernationale Gesellschaften« [S. 60], Schwerpunkt dabei:

Banat). Geschickt verlängert Lughofer so den Begriff der interkulturellen Literatur zugleich historisch nach hinten und hinterfragt dabei das Originäre am erst in den 2000ern als Hybrides Erkannten. Lughofer verneint für Ivanjis Literatur, dass »Distanzen, Knicke, Brüche und Widersprüche« erkennbar seien (S. 61; schon gar nicht: von Spiegeln). Ivanjis Rückbezüge auf bildungsbürgerliches Gemeingut, die Lughofer überzeugend darstellt, sind vielleicht neben der damit bezweckten »Einbettung in deutsche literarische Traditionen« (ebd.) auch ein Versöhnungsangebot für (an ethnischen, religiösen oder Klassengrenzen) auseinanderdriftende Gruppierungen.<sup>2</sup>

*Eine Rückseite des Hybriden.* Eine von der Kritik bisher wenig beachtete Autorin steht im Zentrum des Aufsatzes »Die (Ohn)Macht der Zugehörigkeit: Das Werk von Viktorija Kocman« von Gerlinde Steininger. Sie stellt mit der in Belgrad geborenen und 1991 nach Wien migrierten Kocman eine jener Autorin-

<sup>2</sup> Es darf darauf hingewiesen werden, dass sich beide deutsche Staaten in ihrer Entstehungszeit stark an Rückbezüge zur Weimarer Klassik anlehnten: Goethes 200. Geburtsjubiläum wurde zur Identitätsbildung der Deutschen in West und Ost stark herangezogen; die jüngere Geschichte – und die Spaltung der deutschen Gesellschaften in NS-Täter und alle anderen – konnte so integrativ mit Rückbezug auf eine gemeinsame Geschichte übersprungen werden (vgl. Waltraud Wende: *Einen Nullpunkt hat es nie gegeben. Schriftsteller zwischen Neuanfang und Restauration – oder: Kontinuitäten bildungsbürgerlicher Deutungsmuster in der unmittelbaren Nachkriegsära*. In: *Die janusköpfigen 50er Jahre. Kulturelle Moderne und bildungsbürgerliche Semantik III*. Hgg. Georg Bollenbeck, Gerhard Kaiser. Wiesbaden: Westdt. Verlag 2000, S. 17–29 und Thomas La Presti: *Bildungsbürgerliche Kontinuitäten und diktatorische Praxis: Zur Kulturpolitik in der DDR der 50er-Jahre*. In: ebd., S. 30–52). In Österreich war infolge der Moskauer Deklaration ein anderes Narrativ bereits wirkmächtig.

nen vor, die kurzfristig in den 2000er Jahren von der gesellschaftlichen und auch literaturbetrieblichen Reaktion auf die Schlüssel-Haider-Wende profitierte (viele Autorinnen und Autoren dieser Zeit haben seither im österreichischen Literaturbetrieb nicht mehr solche Rahmenbedingungen vorgefunden, die ihnen ein Weiterschreiben möglich gemacht hätten; auf der anderen Seite besteht mit der *edition exil* eine »Plattform für eingewanderte SchriftstellerInnen«).<sup>3</sup> Kocman publizierte zwischen 2001 und 2003 eine Reihe von Texten, in denen Migration thematisiert wird (auch das eine mögliche Definition von »Migrationsliteratur«) – zugleich stellt sich Kocman programmatisch gegen eine Hybridisierung und ergreift Partei für eine umfassende sprachliche Integration in die neue Lebensumwelt. Folglich muss auch die Verfasserin des Textes die klassifizierende Zuschreibung vornehmen – es handle sich um »Migrationsliteratur«, die zudem »Züge einer Protestliteratur« (S. 71) trägt. Dass Kocman in einer ihrer Kurzgeschichten, *Hinter tausend Gittern keine Welt* (2001), auch das Ressentimentgeladene an der »scheinheilig tolerant und liberal, und argwöhnisch« auftretenden Wiener Umwelt der immigrierten Protagonistin offenlegt, spricht für die Autorin und ihre Kompromisslosigkeit – die mit dem Literaturbetrieb nur bedingt kompatibel ist. Die zuerst Hofierten und Eingeladenen verstummen, wenn der Zweck des Hofierens und Einladens erfüllt ist. Steininger weist auf die Frage hin, »ob man durch die Konzentration auf Zwischenräume und Phänomene der Hybridisierung die Narrative der Zugehörigkeit, die weiterhin existieren und genauso mächtig sind [...], zu wenig beach-

<sup>3</sup> Vgl. Sandra Vlasta: *Passage ins Paradies? Werke zugewanderter AutorInnen in der österreichischen Literatur des 21. Jahrhunderts*. In: *Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium: 2000–2010*. Hgg. Michael Boehringer, Susanne Hochreiter. Wien: Praesens 2011, S. 102–118, hier S. 105f.

tet.« (S. 77) Es sind wohl auch Fragen nach Zugehörigkeit und von Zugehörigkeit bestimmter Aptheit (Angemessenheit, Billigkeit, Passung),<sup>4</sup> die das *für jemanden* Sagbare regulieren.<sup>5</sup>

*Unvergleichbarkeiten.* Mit einem Vergleich zweier historisch (77 Jahre) weit auseinander, aber in manchen Belangen vergleichbar nahe zueinander liegender Texte führt Natalia Shchyljevska unter dem Titel »Gender, Geschichte und Gewalt in der österreichischen Literatur russischer Migrantinnen« Alja Rachmanowa und Julja Rabinowich zueinander. Zwei ganz unterschiedliche Biografien von Frauen, die durch ein gemeinsames Geburtsland (einmal das zaristische Russland, einmal die UdSSR), eine gemeinsame Erstsprache und ein gemeinsames Migrations(zwischen)ziel Wien (einmal 1925–45, einmal seit 1977) verbunden sind. Doch damit sind die Parallelen noch nicht zu Ende: Beider Protagonistinnen sind mit Gewalt, Sprachlosigkeit, Geschichte und Familien konfrontiert. Die Auswege und Bewältigungsstrategien sind – nicht nur infolge des historischen Hiatus – ganz unterschiedlich. Rachmanowas Revolutionsärztin Griselda Nikolajewna »kann ihre

krankhaften Gewaltphantasien während der Revolution ausleben, weil politische Ziele Gewalt legitimieren und Alibi für Griseldas Gewaltanwendung sind« (S. 97) – die psychologischen Gründe für Nikolajewnas Mordexzesse liegen dann, darin stimmt die Interpretin mit Alja, der Ich-Erzählerin des Romans, überein, in den sexuellen Misshandlungen ihrer Eintageshe mit dem Chinesen Wang. Das Opfer wird zur Täterin, dabei wechselt es auch die Geschlechtsattribute. Auch die Hauptfigur von Rabinowichs *Spaltkopf* ist von Gewalt traumatisiert; sie ändert ihre Abstammung (ihr *genus*, Shchyljevska spricht von »Herkunft und Vergangenheit«, S. 95), indem sie Vor- und Vaternamen sowie Religionszugehörigkeit abändert – aus Rahel Israilowna, Jüdin, wird Ada Igorowna, Christin. Ihre Aggression richtet sich zuerst gegen sich selbst und gegen alles Nahe, was das verweigerte Eigene repräsentiert. Ein Mehr an Distanz zu den erzählten und vorgestellten Geschichten hätte das Erklärungspotenzial des Vergleichs steigern können; etwa dass die Verfasserin die Protagonistinnen der Romane über weite Strecken verniedlichend beim Vornamen nennt, wäre vermeidbar gewesen (wenn schon das erste Wort des Titels »Gender« ist und die Verfasserin am Schluss nochmals die Anwendung von »Gender-Forschung zu Körper und Körperlichkeit« auch auf »andere Werke der MigrantInnenliteratur, in denen Gewalt ebenfalls thematisiert wird« [S. 100] fordert).

*Diana, der Golem.* »Die Notwendigkeit einer differenzierten Haltung und Herangehensweise, um die in der Migrations- und Frauenforschung erst gerungen wird, ist dem interkulturellen literarischen Diskurs (mit einigen Ausnahmen) seit seinen Anfängen bewusst.« (S. 104) Was Monika Riedel in ihrem Aufsatz »Frau – Migration – Identität. Julja Rabinowichs Roman *Die Erdfresserin*« nach einem kurzen Überblick zu historischen Positionen der Migrationsforschung insbesondere in Hinblick auf die Kategorie Geschlecht

<sup>4</sup> Pierre Bourdieu: *Das literarische Feld. Die drei Vorgehensweisen.* In: ders.: *Streifzüge durch das literarische Feld.* Hgg. Louis Pinto, Franz Schultheis. Konstanz: UVK 1997, S. 33–147, hier S. 141) spricht von »Gegenüberstellungen eines ganzen Lebens zwischen Stellungen und Stellungnahmen, zwischen dem Versuch, einen Posten zu schaffen, und der Notwendigkeit, sich mit dem Posten abzufinden, mit den aufeinanderfolgenden Anpassungen, die dazu führen, deplazierte Individuen in Form einer Reihe von Ordnungen zu ihrem »natürlichen Platz« zurückzubringen«.

<sup>5</sup> Auf den auch dahingehend verstehbaren Titel *Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt* hat Miljenko Jergović jüngst hingewiesen: *Peter Handke: Pravda za pisca.* 28.3.2015, zit. n. <<http://www.jergovic.com/subotnja-matineja/peter-handke-pravda-za-pisca/>> (Zugriff 30.4.2015).

feststellt, ist nicht weniger als eine Teilablage an eine Rede über Reden, über die die Sprecherinnen erster Ordnung ohnehin besser informiert wären. Riedel liefert einen knappen Forschungsüberblick, wie er auch in der Einleitung der Herausgeber denkbar gewesen wäre. Auch wenn sich der Beitrag mit einem anderen Roman von Rabinowich befasst, gibt Riedel neben einem Überblick zur Autorin auch eine Zusammenfassung von *Spaltkopf*, in der die Plotverhältnisse gegenüber der selektiven Lektüre im Beitrag von Shchyhlevska wieder zurecht gerückt werden (S. 108). Die drei titelgebenden Fokusbereiche arbeitet Riedel dann in Bezug auf *Die Erdfresserin* und das dort beschriebene Werden der Psychose luzide durch: Unter dem Signum ›Gender‹ werden auch soziale Rollen und ihre Brüche untersucht, unter dem Begriff ›Migration‹ die Rolle der ›Festung Europa‹, zuletzt unter ›Identität‹ jene Bewegungen im (sozialen, geographischen) Raum, die für die Protagonistin Diana Identitätsbewegungen hervorrufen; zuletzt ist diese starke Frau (der Name kein Zufall) auf ihre Körperlichkeit zurückgeworfen, die dann im Bild des Golems überboten wird – der Golem bringt auch die Motivbereiche des Spannungsfeldes von Migration und ›Erdverbundenheit‹ zusammen.<sup>6</sup> Riedel nennt in ihren Schlussbemerkungen Rabinowich »eine noch junge, aber höchst eigenwillige literarische Stimme«, die »die österreichische Literatur« besitze (S. 115) – auf die Frage, was letztere (im Singular, entgegen der Titelsetzung des gesamten Themenschwerpunkts) denn sein könnte, bleibt anlässlich des Einzel-

falls kein Ort zu antworten. Rabinowichs »Texte lassen auf diese Weise nicht nur ein differenziertes und komplexes Bild vom Frau-Sein im Europa des 21. Jahrhunderts entstehen, sondern werden zu Orten gesteigerter ästhetischer Wahrnehmung.« (S. 116)

*Zeitgenossenschaften, Zeugenschaft.* Silvia Ulrich stellt unter dem Titel »Angekommensein ist Unterwegssein. Zur Neudeutung der Begriffe ›Flucht‹ und ›Wohnen‹ bei Fred Wander« dessen Texte mit zeitgenössischer Theoriebildung (v.a. Adorno und Heidegger, die Wander rezipiert haben könnte) zusammen, um Wanders Texten gerecht zu werden. Schon der erste Satz des Aufsatzes zeigt, wie schwierig Einordnungen nach den Verwerfungen des 20. Jahrhunderts sind, wenn man sie vornehmen möchte: Fred Wander ist dann »der aus Wien gebürtige ostjüdische Schriftsteller« (S. 119) – dessen Leben gleichwohl von Flucht, von Exil und Internierung in Frankreich wie von den KZ-Erfahrungen aus Auschwitz und Buchenwald gezeichnet war und der in Ostberlin zu schreiben begann; die Selbstbestimmung durch die Namenswahl ›Wander‹ ist da vielleicht schon so präzise, wie sie sein kann. Dass die Verfasserin Adornos (anlässlich von Celans Gedichten widerrufenes) Diktum vom Gedicht nach Auschwitz falsch, nämlich im Plural, zitiert, sei nur angemerkt. Wander leistete Adorno jedenfalls insofern Folge, als die von Ulrich knapp besprochenen Texte Erzähltexte sind; Schwerpunkt der Auseinandersetzung sind im vorliegenden Beitrag die Begriffe ›Flucht‹ und ›Wohnen‹, die die Verfasserin mit Spürsinn auffindet und ausführlich behandelt. Mit dem Themenschwerpunkt ist der Beitrag darüber hinaus über den Motivbereich des Hotels verbunden, der bei Wander einen »guten« Aufenthalt ermöglichen kann: »Das Hotelimage bei Wander ist ein Versuch, eine neue Ethik zu entwerfen«; »Fröhlichkeit im Schrecken« nach Auschwitz (S. 134).

<sup>6</sup> Anders gewendet kommt auch der erzählende Peripathetiker von Semier Insayifs *Faruq* – im vorliegenden Band verarbeitet von Anna Babka, s.u. – zu einer ähnlichen körperbetonten Figur: »nicht stehen bleiben. nur weiter. ... mit seinen festgeschnürten fersen. ein zeichen nach dem anderen. auf die erde stempeln.« Semier Insayif: *Faruq*. Innsbruck: Haymon 2009, S. 32.

*Piaster?* Bei dem Beitrag von Anna Babka, »wir haben ein land aus worten« – Semier Insayifs Roman *Faruq*« fällt noch vor der Lektüre auf, dass die bei Insayif wiedergegebenen arabischen Worte شَرَق [ʃarq, Osten] und شَرُوق [ʃu'ru:q, Sonnenaufgang] entstellt wiedergegeben sind (S. 137, weitere Beispiele S. 142f.), nämlich in falscher Leserichtung. Niemand mit rudimentären Kenntnissen des arabischen Schriftsystems hat den Beitrag durchgesehen – so wird aus ›Osten‹ und ›Sonnenaufgang‹ der schönede Mammon: قَرش [qirʃ, pl. قَرُوش qu'ru:ʃ] ist der Piaster (im Text zusätzlich durch die isolierten, nicht ligierten Graphemformen entstellt) – ein Fehler, den die vorliegende Fassung des Textes wie manche andere aus der Erstpublikation übernimmt.<sup>7</sup> Für einen Text, der »die Differenz zwischen Kulturen [...] als Sprachlosigkeit vs. überbordender [!] Redekunst« (S. 138) hervorhebt und das »Zwischen dieser Räume« (ebd.) so stark betont, ist der Wechsel der Schreibrichtung ein schwerwiegender Zwischenfall. Mit ihm gewinnen auch die Bildbrüche der Verfasserin an zusätzlicher ›performativer‹ Ironie: »Es ist hier die Rede [...] von nicht übersetzten oder übersetzbaren Wörtern, von Schriftbildern, deren Fremdheit irritiert und die den Text zugleich zum Klingen bringen« (S. 140). Der traurige Text Insayifs, der ein Erzählen aus der Bewegung des Gehens (ja, auch der Nach-Migrationserfahrung der zweiten Generation) heraus vollziehend sich in eine Tradition stellt, behandelt – holzschnittartig zusammengefasst – zunächst Verluste (des aus dem

Irak gebürtigen Vaters, der Sprache, von Orten und Familienmitgliedern), und dann vor allem die Sprachlosigkeit einer männlichen Erzählerfigur angesichts des Suizids eines weiblichen Gegenübers; sparsame und erzähltechnisch klug eingesetzte Informationsvergabe ermöglicht die Erzeugung eines Spannungsbogens. Bei Babka wird daraus ein »Ausbreiten eines Erinnerungsgewebes, als Sprach- und Klangteppich, der förmlich danach ruft, laut gelesen, rezitiert zu werden« (S. 139). »Der Text befindet sich in mehrfacher Hinsicht an [!] einem Schwellenraum, in einer Grenzsituation des Übergangs, einer Situation der ›Liminalität‹, d.h. [!] eines transitorischen Prozesses, bei der [!] die Unterscheidung von einem kulturellen Zusammenhang in [!] einen anderen, zwischen kulturell ›Eigenem‹ oder ›Fremdem‹, zwischen Innen und Außen, zwischen Leben und Tod, Erinnern und Vergessen verwischt – ob nun bewusst intendiert oder performativ hervorgebracht.« (S. 145) »Und dann das Schild, dass [!] ihm die Fassung raubt als Antwort auf das, was der Text in ausgeklügelter, nuancenhafter Zeichenhaftigkeit, durch subtile und zugleich halsbrecherische Wort- und Satz- und Textsemantiken performatiert: ›DURCHGANG IN RICHTUNG UNFASSBAR GESPERRT.«« (S. 149) Ohne es zu verhehlen (vgl. S. 151), zeigt der Beitrag die Gefahr von Beliebigkeit gerade dort auf, wo Theorieartikel aus Dekonstruktion und Postkolonialismus vermengt und in Berührung gebracht werden mit Primärtexten, die sich teilweise aus demselben Repertoire speisen.

*Fazit.* Der vorliegende Themenschwerpunkt führt eine ganze Menge von Texten vor, die Tschechien, Serbien, Russland, Konzentrationslager und Hotels, den Irak und die jeweiligen Beziehungen und Angrenzungen zum geographischen Ort Österreich (meist eingeschränkt auf Wien) im Blick haben. Diese Auswahl ist repräsentativ, und sie ist es nicht (die UN haben 193 Mitgliedsstaaten, allein ein attraktiver Ort wie Wien hat wohl schrei-

<sup>7</sup> Die Erstfassung: Anna Babka: *Zwischen Wien und Bagdad oder wenn der شَرَق Osten als شَرُوق Sonnenaufgang im Text auftaucht*. In: *Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium: 2000–2010*. Hgg. Michael Boehringer, Susanne Hochreiter. Wien: Praesens 2011, S. 194–212. Die phonetische Umschrift entnimmt der Rezensent dem *Universal-Wörterbuch Arabisch*. 8. Aufl. Berlin u.a.: Langenscheidt 2002.

bende Einwohner aus einer Mehrzahl dieser Summe aufzuweisen) – für viele wird aber etwas dabeisein. Eine Frage, die dazwischen fällt und der sich weder die Herausgeberinnen im Vorwort noch die Beiträgerinnen und (zwei) Beiträger stellen, ist jene nach der ›österreichischen Literatur‹ oder den ›österreichischen Literaturen‹, wie sie im Titel genannt sind.

Dennoch und trotz aller Zwischenfälle: Eine bereichernde Lektüre, die aus der Not der Auswahl aus der Vielfalt möglicher Lektüren, die auf österreichischem Boden geschrieben sind oder einen Bezug dazu aufweisen, eine Tugend macht – auch als Panorama gegenwärtiger (oder schon vergangener) Methodenvielfalt unseres Fachs.

